

für eine Frühdatierung der Bessarion-Tafel m. E. nicht aus. Vielmehr beschloß die Tafel auf der Ausstellung die Ikonen der byzantinischen Epochen mit einem unvermindert qualitätvollen Werk aus der Zeit des Falles von Konstantinopel (1453), das die lange postbyzantinische Entwicklung zu erklären vermag.

In der Rückschau auf die Ausstellung bleibt die Ikonenkunst des 14. Jahrhunderts als ein besonderes Erlebnis gegenwärtig. Es scheint, als seien die wichtigsten künstlerischen Aussagen dieser Zeit in der Tafelmalerei gemacht worden, als habe diese Tafelmalerei auch über ihre Grenzen hinaus Einfluß gewonnen. Die allgemeinen Tendenzen der spätbyzantinischen Kunst und Geistigkeit mögen diese Erscheinung begünstigt haben – hat doch das sonst so entscheidende, schöpferische 13. Jahrhundert mit seinem Drang zum Experiment gerade in der Ikonenkunst nicht die größten Leistungen zu bieten. Die besten Tafeln des 14. Jahrhunderts besitzen, neben einer stillen, streng geläuterten Reife, in hohem Maße lyrische Qualitäten, denen zuweilen der Hang der Künstler zum kleinen Format oder erlesenen Detail entspricht. Es ist das große Jahrhundert der byzantinischen Tafelmalerei, das in Athen deutliche Umrisse erhalten hat.

Hans Belting

REZENSIONEN

W. MARRES und J. J. F. W. VAN AGT, *De Nederlandse Monumenten van Geschiedenis en Kunst V, Province Limburg*. 3 Zuid-Limburg, 1. Teil (Orte A – K). S'Gravenhage 1962 (Staatsdrukkerij). 396 S. mit 114 Zeichnungen im Text und 464 Abb. auf 172 Tafeln.

Der Band des niederländischen Kunstdenkmälerinventars führt uns in den mittleren Teil des Maaslandes, der eine Fülle von Objekten aller Art bietet. Innerhalb des gesamt-niederländischen, Holland und Belgien umfassenden Gebietes ist hier besonders die ältere, vorromanische und romanische Denkmälerschicht bedeutsam, während die Küstenstriche von Flandern bis Holland stärker durch die Kunstblüte der Spätgotik und der Neuzeit hervortreten. Gerade im ehemaligen Herzogtum Limburg, zwischen Brabant im Westen, dem Bistum Lüttich im Süden, Jülich im Osten und Geldern im Norden, wird die besondere Geschichtslage des mittleren Maasgebietes greifbar, in der Zerschneidung durch Grenzen und der Verlagerung der Schwerpunkte. Trotzdem lassen Tongern, als heutiger Vorort der belgischen und Maastricht als Vorort der holländischen Provinz Limburg durchaus ihren Rang als ehemalige Metropolen erkennen. (Der Bischofssitz ist bekanntlich schon in karolingischer Zeit nach Lüttich verlegt worden.) Wir haben es hier mit dem östlichen Teil Limburgs zu tun, das heute als südlicher Zipfel des niederländischen Staatsgebietes zwischen Belgien und Deutschland weit herab bis zum Dreiländereck Aachen – Lüttich – Maastricht reicht und einen durch die Territorialgeschichte bedingten willkürlichen Ausschnitt aus dem nieder-rheinisch-maasländischen Gesamtgebiet darstellt. – Die Provinzhauptstadt Maastricht ist in vier vorauf-

gehenden (leider bereits vergriffenen) Bänden des niederländischen Inventarwerks dargestellt. Der vorliegende Band ist als erster den Kunstdenkmälern der Provinz gewidmet; er behandelt deren südliche Hälfte und davon wiederum nur die Orte A – K. Da der zweite Band nicht gleichzeitig erscheinen konnte, ist jedoch schon dieser vollständig mit Registern und allem Zubehör ausgestattet.

Ein einleitendes Kapitel von J. M. van de Venne gibt die historischen Zusammenhänge, ein zweites von W. C. Braat eine Zusammenfassung über die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler, in dem vor allem die zahlreichen römischen Villen und die Thermen von Heerlen bemerkenswert erscheinen. Die Zusammenstellung der Villengrundrisse ist sehr instruktiv. (Eine kunstgeschichtliche Einleitung ist noch nicht beigegeben.)

Das bei weitem wichtigste Denkmal ist die Kirche des ehemaligen Augustiner-Chorherrenstiftes Klosterath, heute Kirche des bischöflichen Seminars Roermond. (Häufig wird sie mit dem erst im 17. Jh. aufkommenden Namen Rolduc bezeichnet.) Man kann sie als Schwesterbau von Knechtsteden einordnen und neben diesem als besterhaltenes Beispiel jener Gruppe niederrheinischer Gewölbekirchen ansehen, die im 2. Viertel des 12. Jh. durch harmonische Raumbildung, abgewogene Verhältnisse und das ausgereifte gebundene System mit Kreuzgratgewölben und Stützenwechsel bekannt sind. Klosterath ist aber darüber hinaus durch den eigenartigen rhythmischen Wechsel von basilikalen und querhausartigen Jochen wichtig, die sich ähnlich in den Bautengruppen um die Utrechter Marienkirche und in Pavia/Novara finden. – Die damit zusammenhängenden weiterausgreifenden Probleme können naturgemäß im Rahmen eines Inventars nur angedeutet werden. W. Marres hat sie jedoch in einem Aufsatz erörtert. (*De annales rodenses, het schip der kerk te rolduc en aanverwante kerken*: Jaarboek Rolduc 1962/63, S. 101 – 111.) Er nimmt wie schon Gall einen Planwechsel bei der Utrechter Kirche an, datiert aber deren Langhaus wesentlich früher und stützt dies recht überzeugend durch ein vorher nicht herangezogenes Weihedatum von 1138. Durch die ebenfalls frühere Datierung der Maastrichter Liebfrauenkirche in die fünfziger Jahre erhalten wir einen Ablauf – Utrecht-Klosterrath-Maastricht –, der sehr erwägenswert scheint. Die Beziehungen zur Lombardei bleiben dabei freilich immer noch ungeklärt. Wenn man nämlich die Unterschiede der Raumbildung (in Mailand ohne Obergaden, also als Emporenhalle!) sich klar macht, wird es schwierig, die maasländischen und rheinischen Kirchen ohne weiteres als lombardisch anzusprechen (wie es hier versucht wird).

Die Baugeschichte von Klosterath ist knapp aber gründlich dargestellt. Sie ist bekanntlich einer derjenigen – auch methodisch außerordentlich wichtigen – Fälle, wo die zeitgenössischen Quellen (hier die Klosterannalen, *Annales Rodenses*) einmal mehr geben als Gründungsnachricht und Weihen. Die Abfolge der Daten wird in überzeugende Parallele mit dem Baubefund, vor allem auch mit einer nachweisbaren Planänderung, gebracht, so daß die von Diepen (Würzburger Diss. 1926) aufgrund der Bauplastik versuchte Um- und Spätdatierung nun wohl endgültig als überwunden angesehen werden kann. (Die unzulängliche Begründung dieser an sich verdienstvollen

Untersuchung war seit langem erkennbar, doch „spukte“ Diepens Datierung immer noch gelegentlich.) – Die Baugeschichte der bestehenden Kirche dürfte also in großen Zügen so aussehen: 1108 Ostkrypta über Kleeblattgrundriß, 1130 Kleeblattchor und Umfassungsmauern der Kirche bis Mannshöhe, dabei noch ohne Mittel- und Westquerhaus geplant, 1138 Ostquerhaus mit Gewölben, 1143 Langhaus bis auf das westliche Mittelschiffgewölbe, mit den Querhausarmen. Um 1200 Westbau und Vierungskrypta (1209 geweiht).

Die bekannte Quellenstelle, das monasterium sei scemate longobardino erbaut, häufig auf die Kleeblattanlage der Ostpartie bezogen, möchte das Inventar auf die erwähnte Raumanlage des Langhauses beziehen. Das erscheint zunächst, im Hinblick auf die genannten Zusammenhänge, erwägenswert. Es bleibt aber die Schwierigkeit, daß dieser Hinweis zu 1108 gemacht wird, als die dreifache Querhausanlage noch nicht einmal geplant war! – Ein anderer wichtiger Punkt der Baugeschichte wird ebenfalls von W. Marres in einer besonderen Publikation erörtert, der steinerne, 1106 erbaute, aber bald wieder abgebrochene Chor. (De annales rodenses en de krypta te rolduc: Jaarboek Rolduc 1961/62, S. 118 – 129). Die Freilegung der Kryptafundamente ergab gewisse Inkongruenzen mit dem Aufgehenden. Das allein würde man wie so viele Unregelmäßigkeiten des mittelalterlichen Baubetriebs hinnehmen. Aber die Übereinstimmung mit den Quellenaussagen ist auffallend. So wird man der These mit einigem Vorbehalt folgen dürfen: es sei ein einschiffiger Bau mit Kleeblattschluß geplant gewesen, durch seine Fundamente sei der Grundriß des späteren Chores zu erklären, wobei die Apsiden um einiges vergrößert wurden.

Im einzelnen wird der Bauvorgang sorgfältig aufgrund des Baubefundes, besonders der Baunähte und der Bauplastik und der Profile dargelegt. Wertvoll ist der Nachweis, welche Einzelformen bei den Restaurierungen erneuert sind. – Der heutige Zustand der Kirche, mit einer historisierenden Ausmalung, erklärt wohl die Sparsamkeit bei den Innenansichten, wo man z. B. gern einen Blick nach Westen mit dem westlichen Querhaus und auch das östliche Querhaus sich gewünscht hätte.

Die übrigen Kirchenbauten sind bescheiden – Reste einiger früher Saalbauten in Mesch und St. Geertruid –, die flachgedeckte Pfeilerbasilika von Klimmen, der Gewölbekern von Heerlen (beide stark restauriert), einige ländliche Hallenkirchen der Gotik (Eigelshoven, St. Geertruid, Hoensbroek).

Wichtiger sind die schönen Herrensitze, von denen einige auf mittelalterliche Grundlage zurückgehen. Besonders interessant ist B o r g h a r e n, weil sich hier in einem einzigen Bau die Entwicklung vieler Jahrhunderte ablesen läßt: ein quadratischer Bergfried in halbovaler Ummauerung, vielleicht dem Steinmantel einer Motte (eines künstlichen Burghügels). Ob das Oval ursprünglich vollständig war, könnte nur eine Grabung klären. Zwischen Turm und Ringmauer nisten sich Einbauten ein, aus Spätmittelalter, Renaissance und Barock. Dann werden alle Bauteile vereinheitlicht, zu einem seltsamen Gemengbau, der zuletzt durch Kappen des herausragenden Turms seine „Ablebarkeit“ einbüßt. Nur die Pläne lassen das alles noch heute erkennen. Unter den Schlössern seien Hoensbroek, Eijsden, Kasteel Neubourg als architektonisch reizvolle,

gepflegte Anlagen hervorgehoben. Sie enthalten z. T. feine Innenräume des 18. Jh. wie in Borgharen, Amstenrade, Heer. Gartenanlagen, Bürger- und Bauernhaus sind mit gleicher Akribie und Vollständigkeit beschrieben.

Als Hauptwerke der Ausstattung seien erwähnt: der figürliche Türsturz von Breust, um 1200; die stehende Madonna des mittleren 14. Jh. in Bunde; die spätgotischen Skulpturen in Cadier en Keer, Elsloo und St. Geertruid. Die letzteren sind durch seiten- große Abbildungen hervorgehoben, im Text aber – wie mir scheint – etwas gar zu knapp behandelt. Zwar ist eine „Beschreibung“ der Figur, wie sie die ältere Kunst- forschung liebte, oft nicht sehr aufschlußreich; aber die technischen Angaben, Holzart, Fassung etc., auch kurze Hinweise auf den Typus, wären doch nützlich, auch wenn sie vom Inventarisator nicht mit der Gründlichkeit gemacht werden können, die sich etwa bei einer Restaurierung ergibt.

Die niederländischen Inventare erscheinen in dem großen Buchformat, das in Deutschland etwa die westfälische Serie oder die der ehemaligen Provinz Sachsen (Erfurt) haben. Das hat den Vorteil, daß bei einheitlichem Maßstab der Pläne 1 : 300 auch große Bauten sich bequem einpassen und daß viertelseitige Abbildungen immer noch stattliche Größe haben. Die ganzseitigen Reproduktionen erscheinen dagegen fast schon übersteigert, und vor allem erreichen Maße und Gewicht des Buches die Grenze des Handlichen. – Die vorzüglichen Autotypien sind als gesonderter Bildteil be- gegeben. Die Schwierigkeiten dieser Anordnung sind geschickt vermieden, indem kirch- liches Gerät und Paramente geschlossen ans Ende gestellt sind. Dadurch wird allerdings der Hauptnachteil dieses Systems noch betont – man muß Text und Bilder eines Ortes an mehreren Stellen nachschlagen. Die Zeichnungen von H. van der Wal und Th. Haakma Wagenaar und die Fotos von G. T. Delemarre sind vielfach eigens für diesen Band hergestellt, sie sind durchweg vorzüglich.

Man muß die niederländische (ebenso wie die schweizerische) Inventarisierung be- glückwünschen, daß sie ruhig und stetig auf dem bewährten Wege des voll durch- gearbeiteten Inventars fortfahren darf; dabei ist, wie es scheint, eher die Tendenz vorhanden, alle Möglichkeiten der Forschung auszuschöpfen, als in irgendeiner Rich- tung zu kürzen oder zu straffen. Mit einem Inventar der vorliegenden Art ist auf jeden Fall eine langdauernde Grundlage der Forschung geschaffen. Man kann den heraus- gebenden Institutionen, den Geldgebern wie den Bearbeitern nicht genug für die selbst- lose Hingabe, die ein solches Werk erfordert, danken und sollte sich immer bewußt bleiben, daß diese nicht selbstverständlich ist. (Auch die Äußerlichkeit, daß die ersteren anonym bleiben, scheint mir um so höher zu bewerten, als es zu einer viel- fach zu beobachtenden schlechten Sitte geworden ist, beim Zitieren von Inventaren den Herausgeber einer Serie und nicht den Autor des Bandes zu nennen, obwohl doch der letztere im wesentlichen die wissenschaftliche Verantwortung trägt.)

Hans Erich Kubach